



ENTREVISTA

Funktionalismus und Übersetzung: Entrevista a la Prof. Dr. Christiane Nord, profesora emérita de la Univ. del Estado Libre en Bloemfontein (República de Sudáfrica)

Biographie: Dipl.-Übersetzerin Spanisch/Englisch Volkswirtschaftslehre, Dr. phil. in Romanischer Philologie, Habilitation in Angewandter Übersetzungswissenschaft und Übersetzungsdidaktik. Seit 1967 in Heidelberg, Wien, Hildesheim, Innsbruck und Magdeburg (1996-2005) in der Übersetzerausbildung und -fortbildung tätig. Gastdozenturen in Europa, Amerika, Asien und Afrika. Ca. 200 Publikationen zum „Funktionalismus“ in Übersetzungstheorie, -methode und -didaktik. Seit 2007 a.o. Prof. der University of the Free State, Bloemfontein, Südafrika, und Mitglied der „Flying Faculty“ der Deutsch-Jordanischen Hochschule/German-Jordanian University (GJU) in Amman, Jordanien.

UP: Hallo Frau Nord, vielen Dank, dass Sie die Einladung für dieses Interview angenommen haben und dann fange ich mal an, Sie zu befragen. Die erste Frage ist, wie kamen Sie denn zum Übersetzen?

CN: Ja, wie kam ich denn zum Übersetzen? Nicht wie die Jungfrau zum Kinde, sondern wie das Kind zur Mutter! Meine Mutter war Übersetzerin, und das Übersetzen war bei uns ziemlich früh ein Thema. Meine Mutter hat mir auch fremdsprachliche Sätze beigebracht, als ich noch ganz klein war, italienische oder englische. Dann musste ich ihr sagen: „Mother, will you peel me an orange, please“, und sie antwortete: „Yes, my darling, of course I will“! Nachdem ich die Sache mit der Tierpflegerin oder Tierärztin verworfen hatte, bin ich dann auf den Gedanken gekommen, dass ich eigentlich auch Übersetzerin werden möchte. Aber natürlich nicht mit denselben Sprachen wie meine Mutter, das war nämlich Italienisch und Englisch,

Ulrike Pleß
Servicio Alemán de
Intercambio Académico,
DAAD

Entrevista recibida el
03/02/2015 y aceptada
el 13/04/2015

VERBUM ET LINGUA

NÚM. 5

ENERO / JUNIO 2015

ISSN 2007-7319

sondern ein bisschen variierend, mit Spanisch und Englisch. Also habe ich Spanisch gelernt, nebenher schon neben der Schule. Und dann ging alles seinen Gang: Da meine Mutter in Heidelberg studiert hatte, brachte sie mich dort zum Studium hin, und dann habe ich brav in Heidelberg Übersetzen studiert. So kam ich zum Übersetzen, völlig unspektakulär.

UP: Das Übersetzen ist ja Teil der Translation und zur Translation gehört auch das Dolmetschen. Haben Sie auch Erfahrungen im Dolmetschen?

CN: Im Dolmetschen habe ich überhaupt keine Erfahrungen, nur eine traumatische und zwar passiv. Nach dem vierten Semester hätte ich mich für Übersetzen oder Dolmetschen entscheiden müssen. Daher bin ich zu einer sogenannten „Montagskonferenz“ im Institut gegangen, wo immer das Dolmetschen probiert wurde, und habe die Dolmetscherinnen in den Kabinen beobachtet. Da wusste ich sofort, dass das nicht mein Ding sein würde, und ging zufrieden nach Hause und sagte: Ich werde Übersetzerin.

UP: Würden Sie sagen, dass jede Person übersetzen kann?

CN: Nein, aber jede Person kann eine entsprechende Ausbildung durchmachen und dann vielleicht übersetzen.

UP: Was sind dann für Sie die wichtigen Grundvoraussetzungen für einen guten Übersetzer oder eine gute Übersetzerin?

CN: Die Grundvoraussetzung ist die Beherrschung von zwei Sprachen, das ist nicht der Gegenstand des Studiums,

sondern das Mittel, mit dem man übersetzt. Und dann braucht man eine fundierte Ausbildung, bei der man die übersetzerische Kompetenz erwirbt. Die übersetzerische Kompetenz ist eine Kompetenz, die von den beiden Sprachen oder von dem Sprachenpaar, in dem man sie erwirbt, bis zu einem gewissen Grade unabhängig ist. Diese hat nur zu einem geringen Teil mit der Sprachkompetenz zu tun, sondern ist eine allgemeine Kompetenz, die man dann später auch auf andere Sprachen- und Kulturpaare anwenden kann, sofern man die entsprechende Sprach- und Kulturkompetenz erworben hat oder wenn man jemanden in seinem Team hat, der etwaige Defizite ersetzt. Zum Beispiel habe ich das Neue Testament aus dem Altgriechischen ins Deutsche übersetzt; ich kann zwar ganz wenig Altgriechisch, hatte aber an meiner Seite den Experten, nicht nur für Altgriechisch sondern auch für die Theologie des Neuen Testaments, und deswegen konnte ich meine Übersetzungskompetenz, erworben am Beispiel Englisch, Spanisch, Deutsch, auf dieses neue Sprachenpaar anwenden. Oder ich übersetze häufiger aus dem spätmittelalterlichen Latein ins Deutsche, auch das habe ich nie so gelernt, sondern wende meine normale Übersetzungskompetenz auf dieses Sprachenpaar an.

UP: Sie haben es schon angesprochen, dass man als Übersetzer in der Regel mit verschiedenen Sprachen arbeitet. Wie viele Sprachen kann eine Person richtig gut sprechen und auch zum Übersetzen verwenden?

CN: Ich werde immer wieder gefragt: „Wie viele Sprachen sprechen Sie?“ Dann sage ich meistens: „Ich spreche sehr gut Deutsch und relativ gut Spanisch und Englisch. Ein paar andere Sprachen verstehe ich und könnte mich wohl im Katastrophenfalle verständigen, aber darauf möchte ich es nicht ankommen lassen, und vor allen Dingen wollte ich dann nicht in diese Sprachen übersetzen. Aus dem Portugiesischen zu übersetzen würde ich mir schon zutrauen, wenn ich jemanden an meiner Seite hätte, der oder die mir dann gegebenenfalls entsprechende Hilfestellungen gibt, was Sprache und Kultur betrifft, vor allen Dingen Kultur. Deswegen würde ich aber trotzdem nicht sagen, dass ich Portugiesisch spreche. Ich höre immer wieder von Leuten, die angeblich 11 Sprachen sprechen. Und dann sage ich, ja, ich kann auch in 25 Sprachen „Ich liebe dich“ sagen, heißt das, dass ich 25 Sprachen kann? Nein, nicht wirklich. Mit Spanisch habe ich bestimmt in meinem Leben mehr gearbeitet als mit Englisch. Trotzdem fühle ich mich manchmal im Mündlichen sicherer mit dem Englischen, wahrscheinlich, weil ich damit schon früher angefangen habe. Ich glaube auch, wenn ich einen Monat in Portugal oder in Brasilien wäre und alle Leute nur Portugiesisch mit mir reden würden, dann würde ich mein passives Portugiesisch wahrscheinlich auch relativ gut sprechen können, aber doch nicht alles gleichzeitig und nicht für jeden Bereich. Vielleicht könnte ich dann eine Vorlesung über Übersetzungswissenschaft auf Portugiesisch halten, also über ein Thema, das ich beherrsche, aber

vermutlich nicht einmal irgendeinen Smalltalk über das Wetter machen. Aber es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen ich nichts weiß – also würde ich auch niemandem absprechen, dass er 11 Sprachen „kann“.

UP: Sie arbeiten ja hauptsächlich mit Spanisch und Englisch, sprechen aber auch noch andere Sprachen. Wie machen Sie es, bei den Hauptsprachen und auch bei den anderen Sprachen, ein relativ hohes Niveau beizubehalten?

CN: Na, ich weiss ja gar nicht, wie hoch mein Niveau ist. Heute morgen hat Natalia gemeint, ich würde toll Spanisch sprechen. In solchen Fällen sage ich immer etwas kokett: „Me defiendo“, es geht so. Eigentlich ist Sprechen ja auch gar nicht das Wichtigste für mich als Übersetzerin. Sondern für mich als Übersetzerin ist es eigentlich das Wichtigste, die geschriebene Sprache möglichst gut zu beherrschen, um auch die kleinen Nuancen in spanischen Texten zu erkennen, was häufiger kulturell, nicht so sehr sprachlich ist. Und wie halte ich mich da auf dem Laufenden? Na, indem ich möglichst viel lese. Und da ich sowieso keine Übersetzungen lesen mag – haha, warum wohl nicht – lese ich lieber Originale, und bei der spanischen oder englischen Literatur lese ich auch gern die aktuellen Bestseller, im Flugzeug oder wenn ich unterwegs bin. Dann denke ich mal, das könnte mich auf dem Laufenden halten. Aber sonst habe ich keine speziellen Yogaübungen dafür.

UP: Sie haben gerade angesprochen, dass Sie an der Übersetzung der Bibel

gearbeitet haben, wie sind Sie dazu gekommen?

CN: Durch Heirat. Mein Mann, Klaus Berger, ist neutestamentlicher Theologe. Eines Tages wandte sich der Suhrkamp-Verlag an ihn und fragte, ob er nicht zu deren Verlagsjubiläum 1999 eine neue Übersetzung des Neuen Testaments machen wollte. Da hat er dann mich gefragt und hat gesagt: „Wenn du mitmachst, dann machen wir das.“ Ich bin immer für solche Schandtaten zu haben. Daher war meine Antwort: „Ja, okay, unter zwei Bedingungen: Erstens, es muss eine funktionale Übersetzung sein, und zweitens, ich will aufs Titelblatt.“ Nicht dass nachher im Vorwort steht: „Und ich danke auch meiner lieben Frau, ohne die dieses Werk nicht möglich gewesen wäre!“ Ich möchte bitte gleichberechtigt aufs Titelblatt, und das ist dann die Berger-Nord-Übersetzung, nicht die Berger-Übersetzung. „Gut“, hat er gesagt, das geht in Ordnung. Dann mussten wir den Verlag noch ein bisschen weich kneten, die von Übersetzungswissenschaft noch nichts gehört hatten, und dann haben wir das gemacht. Es war ein sehr interessantes, fünf Jahre währendes Gemeinschaftsprojekt. Ich sage immer: „Das eigentliche Wunder bei diesem Projekt ist, dass wir hinterher immer noch verheiratet waren! Denn da sind, besonders am Anfang, schon ziemlich die Fetzen geflogen, weil er ja als Philologe und Historiker und Theologe natürlich eine Vorstellung von Übersetzen hatte, die mit meiner gar nichts zu tun hatten. Er dachte immer, er hätte begriffen, was „funktional“ bedeutet, aber immer wenn eine Stelle kam, bei der es wirklich

funktional werden sollte, dann musste er dreimal, fünfmal schlucken, dann mussten wir darüber ein bisschen streiten, aber irgendwann haben wir uns immer geeinigt. Das Ziel war nicht ein Kompromiss nach dem Motto „ja, okay, du hast Recht und ich habe meine Ruhe“, sondern eine Lösung, mit der wir beide relativ gut leben konnten. Das hat manchmal ganz schön lange gedauert.

UP: Ja, das kann ich mir vorstellen.

CN: Ich bin da auch zäh. Mein Mann auch, der ist aus Goslar am Harz, da sind die Leute ziemlich stur.

UP: Die Praxis funktioniert ja nur in Verbindung mit der Theorie. Viele würden die Theorie für die Fachübersetzung und das literarische Übersetzen getrennt sehen. Wie sehen Sie das?

CN: Nun, ich bin natürlich der Meinung, dass eine solche Trennung nicht nötig ist. Auch die Bibelübersetzung braucht keine eigene Theorie, denn auch die Bibel ist meiner Meinung nach ein Fachtext. Die VG WORT, das ist eine Gesellschaft für die Verwertung der Rechte für wissenschaftliche und andere Publikationen, rechnet die Bibelübersetzung interessanterweise zum literarischen Übersetzen, dort gelte ich also wegen der Bibelübersetzung als literarische Übersetzerin. Aber ich finde, wenn man einen funktionalen Begriff vom Übersetzen hat, dann spielt die Art der Texte, die man übersetzt, keine Rolle, denn die funktionalen Kriterien und Parameter gelten für die einen wie für die anderen Texte. In allen Fällen muss ich mir überlegen, was

eigentlich mein Ziel ist und was für einen Übersetzungstyp ich hier wähle und was für eine Übersetzungsform und welche Übersetzungsstrategie bringt mich am besten zu diesem Ziel?

UP: Würden Sie sagen, dass ein ausgebildeter Fachübersetzer Literatur übersetzen kann und auch anders herum?

CN: Meine Erfahrung hat mir gezeigt: Mehrere ehemalige Studentinnen, die ins Fachübersetzen gegangen sind, um ihr Brot zu verdienen und die dann später auch mal versucht haben, beim literarischen Übersetzen anzuklopfen, waren damit gar nicht zufrieden oder glücklich und haben das wahrscheinlich auch nicht so gut gemacht. Abgesehen davon, dass man sich mit dem literarischen Übersetzen nicht sein Brot verdienen kann, mit dem Fachübersetzen aber wohl. Einen literarischen Übersetzer als Fachübersetzer kann ich mir auch nicht so gut vorstellen. Obwohl man auch als literarischer Übersetzer bestimmtes Fachwissen braucht. Wenn ich mir vorstelle, man muss Günter Grass übersetzen, dann muss man ein Fischstudium absolvieren, bis man den *Butt* übersetzen kann. Aber ich glaube, dass man als Fachübersetzer darauf gedrillt wird, auch notgedrungen, weil das alles unter so viel Zeitdruck passiert, sich auf die Inhalte zu konzentrieren und nicht auf die Art und Weise, *wie* etwas geschrieben ist, was bei Fachtexten ja auch meist konventionell ist oder einfach schlecht. Wenn ich das zu lange analysiere, dann komme ich bloß auf dumme Gedanken. Während es bei der Literaturübersetzung ja schon

eine Rolle spielt, wie jemand etwas ausdrückt. Das soll dann gerade nicht konventionell sein und abgedroschen, sondern vielleicht ein bisschen originell. Daher glaube ich, dass man nach einer Weile da doch eine Fertigkeit erwirbt, die jeweils für den anderen Bereich nicht so gut ist. Aber immerhin: ich selber habe Fachübersetzungen gemacht, und ich habe auch, wenn man die Bibel als literarischen Text nimmt, literarische Übersetzungen gemacht und habe mich bei beiden ganz gut geschlagen, glaube ich. Insofern ist es sicherlich nicht unmöglich aber ich habe ja auch nie berufsmäßig Fachübersetzungen gemacht, sondern eigentlich immer nur im Unterricht, und das ist schon eine andere Situation.

UP: Bleiben wir mal beim literarischen Übersetzen, was wäre Ihre Empfehlung für die Übersetzung eines gesamten Buches, würden Sie zuerst das gesamte Buch lesen oder würden Sie wie ein Erstleser direkt übersetzen?

CN: Nein, das Letztere auf keinen Fall, das ist ja Quatsch. Je nachdem, wie dick das Buch ist, würde ich auf jeden Fall, also bei sagen wir mal beim „Namen der Rose“ von Umberto Eco, das ganze Buch überfliegen, das Inhaltsverzeichnis lesen und dann so einzelne Kapitel. Ich würde immer sagen, der Anfang ist wichtig, das Ende ist wichtig, und normalerweise gibt es bei literarischen Texten oft in der Mitte eine wichtige Stelle, wo es zum Beispiel eine Wendung gibt. Das muss ich ja erst einmal herausfinden, indem ich kursorisch lese, damit ich weiß, worum es geht. Vorher anfangen zu übersetzen, das halte ich für ziemlich abwegig. Und dann

würde ich vielleicht eine intensive Analyse des Anfangs machen, also der ersten fünf Seiten, und der letzten fünf Seiten, und dieses Mittelstücks, damit ich weiß, was die Übersetzungsprobleme sind, die auf mich zukommen, denn die kommen dann ja auch überall im Rest vor. Ich habe dieses Prinzip übrigens mit Studierenden gemacht, mit einer literarischen Übersetzungsübung in Heidelberg, wo sie ein ganzes Buch übersetzt haben, ein ziemlich dünnes, „La isla“ von Juan Goytisolo. Wir haben die ersten 3-4 Seiten und die letzten und dann die Mitte intensiv analysiert. Diese Teile haben wir dann gemeinsam übersetzt. Von dem Rest haben die Studierenden auf Deutsch Inhaltsangaben gemacht (auch eine Art Übersetzung!). Auf diese Weise haben wir in einem Sommersemester das ganze Buch übersetzt bzw. behandelt und das erschien mir eine ganz nützliche Vorgehensweise. Man muss schon auch bestimmte Stücke richtig, Satz für Satz oder Form für Form analysieren, um zu wissen, wie dieser Autor eigentlich schreibt. Aber dafür muss ich keine 200 Seiten analysieren, das kommt ganz schnell ans Ende, da weiss man: aha, das sind die 20 interessanten Sachen, die er macht.

UP: Da bringen Sie mich direkt zur nächsten Frage, wie schreibt denn dieser Autor. Wie, würden Sie sagen, kann man den Stil eines Autors übersetzen?

CN: Sofern man das denn will. Auch da ist es ganz wichtig, zwischen konventionell und originell zu unterscheiden. Das heißt, wenn ich den Stil des Autors überhaupt identifizieren will, dann muss ich das

vergleichen mit dem Stil eines anderen Autors oder eines Nicht-Autors. Also würde ich mal fragen, wie könnte man das noch ausdrücken, und warum hat der Autor das wohl so ausgedrückt, wie er das ausgedrückt hat, „was will uns der Autor damit sagen“, die alte Frage aus dem Deutschunterricht, die kennen wir ja alle. Und dann kann man natürlich auch bestimmte Stilmittel herausfinden. Also wenn ich feststelle, dass dieser Autor viele originelle Metaphern benutzt, dann würde ich mal das ganze Buch auf die Metaphern hin durchgucken, wie originell sie tatsächlich sind, wie stark kulturgebunden sie sind. Dann würde ich mir dazu eine Strategie überlegen, wie ich das rüberbringen kann, ohne die zielsprachlichen Leser in große Kalamitäten zu stürzen. Denn einerseits sollen sie sich ja an den Metaphern erfreuen und sie auch irgendwie verstehen können, und andererseits will man ja auch nicht alles einebnen, dass es so eine allgemeine Soße gibt, weil man denkt, so mundgerecht mag’s der deutsche Leser gerne. Denn dann hat man wahrscheinlich sein Ziel nicht erreicht, einen fremden Autor einem neuen Publikum nahe zu bringen. Im Gegensatz zu der bekannten Legende, dass beim Übersetzen immer was verloren geht, würde ich sagen, dass beim Übersetzen immer etwas gewonnen wird. Wo man auf jeden Fall verliert ist, wenn man nicht übersetzt. Und was man durch das Übersetzen auf jeden Fall gewinnt, ist, dass man das mögliche Publikum dieses Autors erweitert und ihm neue Leserkreise eröffnet. Damit die sich darüber freuen oder es genießen können, muss ich es ihnen so nahe bringen,

dass sie es mit ihren Erwartungen an die Literatur irgendwie in Verbindung bringen können. Es muss nicht genau so sein, wie sie es erwarten, aber sie müssen irgendeinen Bezug, eine Brücke herstellen können, zwischen dem, was sie von Literatur erwarten und dem, was sie hier lesen, denn sonst würden sie sagen, das liest sich ja gar nicht wie Literatur. Das ist mir beim Lesen der Übersetzung eines chinesischen Romans so gegangen, dass ich dachte: Ach, du Schreck, das ist die chinesische Literatur, wie furchtbar, da passiert ja gar nichts.

UP: Manchmal ist es schwierig, die Übersetzung von einer Adaptation abzugrenzen. Woran würden Sie die Unterscheidung festmachen?

CN: Ich mache keine Unterscheidung. Denn in jedem Übersetzungsvorgang wird adaptiert. Selbst bei einer Interlinearübersetzung, die ganz treu den Ausgangstext reproduziert, muss ich mich, wenn ein Wort zwei Bedeutungen hat, aufgrund des Kontexts entscheiden, welche von ihnen ist jetzt hier wohl gemeint, und das ist schon eine Adaptation. Je weiter ich dann in meiner Übersetzungstypologie nach rechts fortschreite, also über die wörtliche, die philologische und die exotisierende Übersetzung bis hin zur funktionskonstanten oder gar korrespondierenden Übersetzung, umso mehr wird adaptiert. Erst wird die Syntax adaptiert, dann werden vielleicht Stilmittel adaptiert, dann werden möglicherweise Kulturreferenzen adaptiert und am Schluss wird vielleicht alles adaptiert. Dann ist es aber nach meiner Meinung

immer noch eine Übersetzung. Die brasilianische Übersetzung von Alice in Wonderland zum Beispiel nennt sich zwar „*adaptação*“, aber es ist eine spezifische Übersetzung für ein spezifisches Publikum, nämlich für brasilianische kleine Kinder vor dem Lesealter. Das hat die Übersetzerin ganz toll gemacht und ganz konsequent, darüber hat sie bestimmt intensiv nachgedacht.

UP: Wenn man eine Übersetzung liest, dann muss man oftmals nach dem Namen des Übersetzers suchen. Dabei ist die Rede von der unsichtbaren Rolle des Übersetzers. Was sagen Sie dazu?

CN: Ich finde, der Übersetzer muss sichtbarer werden, deswegen wollte ich ja bei der Bibelübersetzung auch aufs Titelblatt. Das heißt aber nicht, dass man eine komische Sprache schreiben muss, damit man sichtbar wird als Übersetzer, da wird man nämlich nicht sichtbar als Übersetzer, sondern als jemand, der nicht richtig Deutsch kann oder die jeweilige Zielsprache. Also wenn ich die Übersetzungen von Venuti, der das mit dem „invisible translator“ aufgebracht hat, lese, dann denke ich, entweder er kann kein Italienisch oder er kann kein Englisch aber ich denke nicht, ach wie sichtbar ist der Übersetzer. Sichtbar werden Übersetzer/innen beispielsweise in Vorworten. Das sollte man viel öfter haben, ein Vorwort, in dem die Übersetzerin erklärt, warum sie was gemacht hat und was sie damit bezweckt oder dass sie bestimmten Zwängen vom Verlag unterlag, das kann ja auch sein. Auf jeden Fall sollte man den Lesern ordentlich bewusst machen, dass sie

hier nicht das Original, sondern einen anderen Text vor sich haben. Jemand hat es übernommen, über das Original etwas zu erzählen oder das Original weiterzuerzählen. Natürlich ist es nicht „dasselbe“, es kann ja nicht dasselbe sein! Dann können die LeserInnen es vielleicht einfach mal für das nehmen, was es ist, und sich daran freuen oder meinethalben auch was daraus lernen. Sie meinen ja wahrscheinlich auch hier wieder die literarische Übersetzung. In Fachübersetzungen sind die Übersetzer nämlich eigentlich schon relativ sichtbar. Wenn es um Bücher geht auf jeden Fall. Wenn es um Texte geht, die hinterher in irgendeinem Archiv verschwinden, vielleicht nicht, aber trotzdem ist da die Sichtbarkeit nicht so ein Thema. Aber auch bei der literarischen Übersetzung ist es inzwischen eigentlich nicht mehr so ein Thema, weil der Name des Übersetzers oder der Übersetzerin doch schon überall angegeben ist. Manchmal auf der Rückseite des Titelblatts, das finde ich nicht so gut, das sollte schon auf die Vorderseite oder vielleicht sogar auf den Einband! Dann könnte man nämlich bei einigen Werken der Weltliteratur sagen: aha, es gibt also zwei oder drei verschiedene Übersetzungen, und mir gefällt besser die von Meier besser als die von Müller - warum, kann ich jetzt vielleicht gar nicht so sagen. Das ist wie bei einem Musikstück, wo ich sage, dieses Violinkonzert von Beethoven finde ich am schönsten, wie Yehudi Menuhin es spielt. Wenn das der andere Geiger spielt, finde ich es nicht so toll. Das sind ja Interpretationen, es ist beide Male nicht das Original, das man hört. Sonst

bräuchte man Originalinstrumente, den Originalsaal und wahrscheinlich auch die Originalgerüche der Zeit, die kann man gar nicht alle rekonstruieren. So ist es bei dem Original der Übersetzung auch, und wenn ich mir verschiedene Bibelübersetzungen angucke, können wir sagen, die eine macht das so, die andere macht das anders, vielleicht kann ich aus beiden etwas lernen oder vielleicht gibt mir an der einen Stelle die eine was, an der anderen Stelle die andere. Warum könnten wir das nicht einfach so betrachten, also etwas entspannter?

UP: Das Übersetzen ist ja ein ungeschützter Beruf. Das heißt, dass viele Übersetzer in der Praxis da ganz anders rankommen als über ein Studium. Wie wichtig, würden Sie sagen, ist die Übersetzungswissenschaft für einen Übersetzer oder eine Übersetzerin?

CN: Wichtig. Und die Ausbildung, die übersetzungswissenschaftlich fundiert sein muss. Gerade bei der literarischen Übersetzung sind ja die meisten Übersetzer nicht ausgebildet, und wenn ich mir ihre Übersetzungen anschauere, finde ich schlimme handwerkliche Fehler. Und wenn dann solche Übersetzer tolle Preise für ihre Übersetzungen bekommen, fragt man sich schon manchmal, wie das sein kann. Ich habe einmal in Leipzig mit Leuten aus einer Jury, die solche Preise vergeben hat, gesprochen und sie gefragt: „Woran merkt ihr denn, ob es eine gute Übersetzung ist?“ Da sagte mir der eine im Brustton der Überzeugung: „Das spürt man doch, Frau Nord!“ Da habe ich gesagt: „Tut mir leid, ich spüre das nicht!“ Also, ich denke, da muss man

Original und Übersetzung vergleichen, und man muss wissen, was das Ziel der Übersetzung war, und das möchte man gerne vom Übersetzer selber hören oder lesen. Um darüber reden zu können, wie man eine Übersetzung macht, braucht man die Wissenschaft, denn die stellt das Werkzeug, den Werkzeugkasten mit den Konzepten und Termini zur Verfügung, die man braucht, um eine Übersetzung zu bewerten. Man kann doch nicht einfach sagen, es liest sich gut, und darum ist es toll, oder es liest sich holprig, und darum ist es nicht toll. Vielleicht sollte es sich gerade holprig lesen, das weiß man ja nicht. Da ist viel zu viel Mythos drin, besonders bei der literarischen Übersetzung. Bei einer technischen Übersetzung weiß man, ob sie funktioniert oder nicht, die legt man einem Ingenieur vor, und der sagt ganz klar, damit kann ich nichts anfangen, die Termini sind falsch, oder das und das, das ergibt doch keinen Sinn. Bei einer literarischen Übersetzung schlucken die Leute aber auch alles mögliche, wenn es nur einmal gedruckt ist. Dann frage ich mich, was die Person eigentlich für eine Qualifikation hat, die das übersetzt hat! Das finde ich eigentlich schade, denn Literatur ist zu wichtig, als dass man sie Nicht-Fachleuten überlassen sollte. Ich finde, bei der Fachübersetzung hat sich das schon mehr herumgesprochen, zumindest in Deutschland, wie Qualität zustande kommt und dass Qualität ihren Preis hat. Da sind die Profis schon viel sensibler und wissen, wie man das testet, beispielsweise durch Stichproben. In der literarischen Übersetzung dagegen kann einer, der das richtig macht, alles verkaufen. Und wie wird man literarischer

Übersetzer? Indem man die richtige Person zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist und jemand sagt: Mensch, du kannst doch übersetzen“, oder besser: „du kannst doch Spanisch? Da ist uns gerade ein Übersetzer abgesprungen, und wir haben schon versprochen, dass das Buch im Frühjahr rauskommt, kannst du das nicht machen?“ Und dann sagt man: „Haa, prima, jetzt bin ich literarische Übersetzerin!“ So schnell geht das und so schnell kann das auch schief gehen.

UP: Gehen wir nochmal zum Fachübersetzen. In der Fachübersetzung wird heutzutage viel mit Übersetzungssoftware gearbeitet. Haben Sie damit irgendwelche Erfahrungen oder was halten Sie davon?

CN: Naja, Erfahrungen nicht wirklich. Ich habe mir mal eine Testversion von Trados besorgt und die Trados-Leute gefragt, ob man das auch für lateinisch-deutsche Übersetzungen verwenden kann, weil ich gerade an einem lateinisch-deutschen Projekt saß. Da haben sie gesagt, dass das Programm nicht sprachenpaarspezifisch ist und dass es also auch für Latein gehen müsste. Es geht aber nicht für Latein, weil Latein viel zu kompakt ist, da müsste jedes Wort eine einzelne Einheit sein, und das bringt ja überhaupt nichts. Ich habe es dann hinterher nur für die Terminologie verwendet, das war dann auch ganz gut. Aber die konnten halt kein Latein, daher konnten sie mir auch keine vernünftige Antwort geben. Was halte ich davon? Gerade Memory-Systeme verführen zu etwas, was ich meinen Studierenden immer von Anfang an

versucht habe, abzugewöhnen, bzw. anders anzugewöhnen: Man sieht nicht den ganzen Text, man sieht nur Einheiten. Und was dann hinterher dabei rauskommt, ist dann meistens auch nicht unbedingt ein kohärenter Text sondern eine Sammlung von Einheiten, von Chunks. So sieht man das diesen Übersetzungen auch an, wenn man ein kritisches Auge hat. Aber man hat oftmals solchen Zeitdruck, dass man sagt, es kommt mir jetzt nicht so darauf an, dass das ein richtig schöner Text ist, sondern es muss jetzt einfach schnell gehen, und da kann ein gutes Memory eine große Hilfe sein. Aber auch da sage ich: „Traue keinem Memory, das du nicht selbst gefüttert hast!“ Denn wenn man die Übersetzungen von anderen verwenden oder erst mühsam wieder entwirren muss, dann kostet es doch wieder mehr Zeit. Also es hängt schon sehr vom Schwierigkeitsgrad der Texte ab und natürlich vom Zweck der Übersetzung. Ich weiß, dass im Sprachendienst der Europäischen Union das automatische Übersetzungsprogramm SYSTRAN verwendet wird. In vielen Fällen ist es so, dass sie einen Text durch das Programm jagen, und innerhalb von 10 Minuten haben sie 30 Seiten übersetzt. Dann überfliegen sie das und wissen ungefähr, was drin steht, und können dann gegebenenfalls immer noch entscheiden, dass man ein Stück davon „richtig“ übersetzen lässt. Für mich wäre das nichts, ich wäre da kreuzunglücklich, weil ich mit solch einem Stümperkram nicht gut leben kann, als Perfektionistin, aber ich weiß natürlich auch, dass

das Leben kein Ponyhof und kein Perfektionistengarten ist. Damit muss ich leben, aber ich muss es ja nicht selber machen. Das, was ich übersetze, kann man nicht mit Tools leichter machen. Aber ich benutze natürlich das Internet für alle möglichen Hilfsfunktionen und finde das sehr angenehm, dass man nicht für jede Referenz in die Bibliothek rennen muss, sondern die Zitate oder das Buch oftmals online findet. Dann geht man zu Amazon und schlägt die betreffende Seite im Buch auf, und click! da ist das Zitat. Man kopiert es und klebt es in den Text hinein, wozu man sonst eine halbe Stunde gebraucht hätte: in die Bibliothek, wieder zurück und zwischendurch irgendein Buch von A-Z durchblättern. Das ist schon praktisch. Aber ich würde jetzt nicht so weitgehen, wie manche Studierenden, die mich fragen, wie wir überhaupt übersetzen konnten, als es das Internet noch nicht gab. Ich glaube, das konnten wir schon, aber es hat manchmal etwas länger gedauert.

UP: Sie befassen sich ja auch viel mit der Übersetzungsdidaktik. Neigen Sie im Unterricht eher dazu, längere Texte zu übersetzen oder eher viele kurze Texte aus möglichst viel verschiedenen Bereichen?

CN: Da könnte man sagen, es kommt auf die Ausbildungsstufe an, auf der man sich gerade befindet. Aber grundsätzlich gilt, was ein kluger Kollege aus Kopenhagen mal gesagt hat, Arnt Lykke Jakobsen: „Texte sind als Unterrichtsmaterial nur so lange gut, wie sie heiß sind“. Und wenn man sie drei Wochen benutzt hat, sind sie nur noch lauwarm und

interessieren keinen Menschen mehr. Im Anfängerunterricht verwende ich viele kurze Texte und verschiedene Textsorten. So auf der Mittelstufe würde ich bei zwei Wochenstunden pro Woche auch nicht mehr als zwei Wochen auf einen Text verwenden. Wir analysieren den Text, identifizieren die Übersetzungsprobleme, dann übersetzen die Studierenden zu Hause (nicht im Klassenzimmer, das bringt überhaupt nichts) ein Stück davon, und dann sage ich: „So, hier machen wir Schluss, und den Rest übersetzen Sie zu Hause. Und wenn Sie nächste Woche noch Fragen zu Übersetzungsproblemen haben, dann bin ich gerne bereit, darauf zu antworten.“ Meistens kommen sie aber nicht. Und dann fangen wir in der nächsten Woche mit einer anderen Aufgabe an. Ich kenne das auch aus der eigenen Erfahrung mit dem Unterricht, den ich genossen habe. „Och, nicht immer noch dieser Text!“

UP: Wie strukturieren Sie allgemein Ihren Unterricht, weil Sie gerade meinten „den Rest übersetzen Sie zu Hause“, arbeiten Sie mehr im Plenum oder eher mit Hausaufgaben und dann die Übersetzung besprechen?

CN: Vielleicht kennen Sie ja meinen schönen Aufsatz „Wer nimmt denn mal den ersten Satz?“, der ist sehr populär, ins Französische, Italienische und sonstwas übersetzt worden, weil sie alle finden, dass das genau der Punkt ist: Man kann nicht aus dem Stegreif im Plenum irgendwelche gescheiterten Texte produzieren, man kann nur Sätze übersetzen lassen. Nehmen Sie mal den ersten Satz, die nächste nimmt den zweiten Satz und so weiter

durch die Reihen. Dann möchte ich nicht wissen, was meine Studis in ihren Ringbuchheften stehen haben. Lauter zweite, dritte, vierte Sätze, aber das wird ja im Leben kein Text. Daher lautet bei mir die Regel: vorher vorbereiten, es muss keine fertige Übersetzung sein, aber die Übersetzungsprobleme müssen identifiziert sein, die eigenen, subjektiven Schwierigkeiten (ein unbekanntes Wort, fehlendes Sachwissen etc.) müssen behoben sein. Und dann kommt es ein bisschen darauf an, wie groß die Gruppe ist. Ich habe schon Übersetzungsunterricht mit 70 TeilnehmerInnen abgehalten, da habe ich dann 10 Kleingruppen à 7 oder 20 Kleingruppen à 3 ½ gebildet, und dann mussten sie nach der Uhr 20 Minuten ein Stück zusammen übersetzen. Das wurde auf eine Folie geschrieben und an die Wand geworfen, damit alle darüber diskutieren können. Wenn man einen Computer hat, der mit der Leinwand verbunden ist, dann kann man jemanden an den Computer setzen, das kann man heute schon ein bisschen einfacher haben als mit den Folien. Und hinterher müssen sie dann noch aus dem, was sie übersetzt haben, einen richtigen Text anfertigen. Und da ich bei 70 Leuten nicht jede Woche 70 Übersetzungen korrigieren kann, musste mir im Laufe des Semesters jeder und jede zwei Übersetzungen abgeben. Sie konnten sich selber etwas aus dem Programm des Semesters aussuchen, aber wenn ich nicht zwei Arbeiten bekommen hatte, gab es keine Note, oder nicht die volle Punktzahl. Das hat sich eigentlich ganz gut bewährt. Meistens kamen sie auch relativ freiwillig, und sonst habe ich dann in der vorletzten Woche gesagt: „So,

nächste Woche ist Schluss, was bis da und dahin nicht da ist, wird nicht bewertet. Ich bin die Auftraggeberin, was ich bis um 12 Uhr nicht in meinem Briefkasten habe, nehme ich nicht zur Kenntnis.“ Dann weinen sie furchtbar und bitten und betteln, aber da muss man schon mal hart sein, das machen sie dann nämlich einmal und nicht wieder, das ist wie bei kleinen Kindern. Unvorbereitet in den Unterricht – das gibt es bei mir gar nicht. Es gibt natürlich immer welche, die unvorbereitet kommen, aber das kann sich mit so einer Gruppenarbeit auch ganz gut ausmerzen lassen. Denn wenn ich in einer Gruppe von 4 Leuten bin und ich bin die einzige, die nichts sagen kann, weil sie sich nicht vorbereitet hat, dann sage ich mir das nächste Mal: entweder ich komme gar nicht oder ich komme vorbereitet. Das regelt sich dann schon ganz von allein, weil man hinterher eben doch keinen richtigen Text zusammen kriegt, wenn man nicht vorher schon etwas hatte, an dem zu arbeiten war. Normalerweise habe ich in den letzten Jahren dann nicht mehr 70 gehabt, aber ich hatte schon eigentlich immer so über 30, und das sind schon eine ganze Menge.

UP: Haben Sie noch einen anderen Ratschlag für Lehrer, die Übersetzungskurse unterrichten?

CN: Ja, immer einen Übersetzungsauftrag geben. Das ist ja nicht nur für die Studierenden gut, sondern auch für einen selber, weil man ja überlegen muss, was will ich eigentlich mit dieser Übersetzung bezwecken, was ist denn mein Lehrziel. Darüber wird zu wenig im Übersetzungsunterricht nachgedacht,

über Lernprogression und Lernziele. Was sollen sie hinterher können, was sie jetzt noch nicht können? Dann muss ich den Auftrag entsprechend formulieren und den Text natürlich auch entsprechend aussuchen, dass ein Auftrag dazu passt, damit das Lernziel erreicht werden kann, das finde ich ganz wichtig.

UP: Was meinen Sie, ist ein dringendes Thema, das in der Übersetzungswissenschaft erforscht werden sollte?

CN: Man wirft der Skopostheorie und den Funktionalisten ja immer vor, dass sie sagen, man soll adressatengerechte Texte produzieren, aber nicht empirisch erforscht haben, was die Adressaten wollen, brauchen und erwarten. Daher, denke ich, wäre empirische Rezeptionsforschung gut. Ich kenne eigentlich nur eine Arbeit in dieser Richtung, das ist eine Doktorarbeit aus Granada, von Marie-Louise Nobs, die hat ein lustiges Projekt gemacht. Sie ging nämlich mit der deutschen Version des Prospekts über die Alhambra zu der Schlange vor der Alhambra und fragte die dort wartenden deutschsprachigen Touristen, was sie von dieser Übersetzung halten. Das ist ganz gut dokumentiert, eine supergründliche Arbeit, ganz toll, es gibt auch eine Publikation davon auf spanisch (Marie-Louise Nobs: La traducción de folletos turísticos: ¿Qué calidad demandan los turistas? Granada: Comares, 2006). Leider ist es ein bisschen deprimierend, was dabei herauskommt, denn kurz gesagt: den Touristen ist die Qualität des Texts total egal. Da könnte man sich fragen, was wir eigentlich die ganze Zeit im Unterricht machen mit

unserem Perfektionismus. Aber das ist natürlich auch eine Erziehungsfrage. Wenn Übersetzungen alle schlecht sind, muss man sich nicht wundern, wenn die Leute nichts besseres erwarten. Da kann man eigentlich von der lehrenden Seite nur den Schluss ziehen, dass wir bessere Übersetzer ausbilden müssen, damit diese Texte besser werden, und das Publikum entsprechend erziehen, dass es weiß, was gut ist, und nicht denkt: Ach naja, das ist

sowieso immer schlimm, da muss man sehen, wie man damit klar kommt.“ Das finde ich unbefriedigend.

UP: Haben Sie noch eine Botschaft an Übersetzungslehrer oder –studenten oder Übersetzer, die in der Praxis arbeiten?

CN: Ja, die Botschaft ist, dass Übersetzen so ein faszinierendes Geschäft ist, und wenn Sie davon nicht fasziniert sind, dann sollten Sie die Finger davon lassen.